

Der Schlemihl

Der Kriminalkommissar Ganiel tat einen kleinen Senfzer und schenkte sich ein. Nachdem er getrunken hatte, holte er eine neue Zigarre heraus und besaß sie wehmütig: sie war natürlich auch wieder zerdrückt. Aber er konnte es sich nun einmal nicht abgewöhnen, sie offen in der oberen Rocktasche zu tragen.

„Was bekümmert Sie so?“ fragte Ehret.

Ganiel leckte gerade ein Stückchen Zeitungspapier ab. Er widelte es sorgfältig um das beschädigte Deckblatt, dann schnitt er die Zigarre fertig ein, tat einen Zug und sagte:

„Es ist mir grad eingefallen, daß so viele junge Leute ihren Beruf verfehlen.“

„Dieser, wie Sie zugehen werden nicht ganz originelle Einfall ist Ihnen sicher nicht von selbst gekommen. Was bringt Sie darauf?“

„Sehen Sie mal in den Spiegel da drüben.“

Ehret schaute in den Spiegel. Man überblickte den größeren Teil des Volais; es war ziemlich besetzt. „Na, und —?“

„Und? Achten Sie auf die hinterste Ritze auf unserer Seite; der Tisch ist von hier aus nicht direkt zu sehen. Was halten Sie von den Weiden?“

„Am. Ich sehe einen gutmütigen Provinz- onkel mit weißem Haar, roten Waden; sieht aber trotz aller Gutmütigkeit ganz energisch aus. Webrigens Provinz — da könnte ich mich irren; der Mann hat etwas Sicheres, Weltmäßiges an sich. Ich hab's! Er ist wahrscheinlich ein Amerikaner.“

„Sie können Gift drauf nehmen“, sagte Ganiel. „Und der andere?“

„Durchschnittstyp, Normalgesicht, dreiund- dreißig bis fünfunddreißig Jahre, kaufmännischer Angestellter.“

„Weinake richtig: das sollte er sein; dazu hatte ihn die Vorlesung und sein Herr Papa bestimmt. Aber er hat, wie gesagt, seinen Beruf verfehlt; er hat sich anders entschieden, und in seiner selbstgewählten Profession ist er ein Durstker und Schlemihl.“

„Was ist er denn geworden?“

„Ja, schöner zu sagen. Summarisch gefaßt: Krimineller. Und ein verdammt ungeschickter. Ein Trottel, der in unserer Zeit, da auch in der Verbrechenslaufbahn nur Spezialisten — und zwar tüchtige! — Aussicht auf Fortkommen und gesichertes Auskommen haben, sich dilettantisch mit kleinen Gaunereien und gelegentlichen Diebereien durchschlägt. Er ist der größte Beschwoel, den wir in der Stadt haben. Wenn er in der Straßensbahn oder im Kino einem in die Tasche greift, erwischt er statt des Portemonnaies den Tabaksbeutel oder sein Opfer ist ein Kriminalbeamter und schnappt ihn. Er hat mir einmal gestanden, daß es in einem Geschäft, als er beim Bescheln eines Kaufmänners glücklich um einen Hunderter gemogelt zu haben glaubte, mit Zweihundert minus abschloß. Entweder hatte er die Scheine verloren oder der Verkäufer hatte ihn betrogen.“

„Nur scheint der junge Mann ja gerade nicht zu leiden.“

„Na er verhungert nicht. Ist der faule Zweig einer Mittelstandsfamilie. Sein Vater gab ihn seinerzeit in eine Bank. Dort war er zwei Jahre, dann beschloß er, reich zu werden, indem er auf einen Scheck über Fünzigtausend den Namen eines Kunden des Geschäftes setzte. Als er ihn einlösen wollte, erfuhr er vom Kassier, daß der Mann in der Nacht gestorben war. Der Scheck war vom laufenden Tag datiert. Hätte er den Vortag draußgesetzt, wäre alles in Ordnung gewesen. Diese Scheckgeschichte war sein Debüt. Er flog aus der Bank und ins Loch.“

Ganiel nahm bekümmert einen Schluck, schaute gedankenlos in den Spiegel und fuhr fort:

„Einmal kaupte er ein Auto. Natürlich wurde er erwischt, und natürlich nur weil er gemurkelt hatte: er war zu schnell gefahren und wurde von einem Schuttmann in einem kleinen Nejt gestoppt. Er stahl einer Verwandten eine



Vor zwanzig Jahren

Von Martin Grill

Ein Zug ohne Ende strömte das Heer, die Völker marschierten zum Sterben, marschierten seit tausend Tagen und mehr hinein in das große Verderben. Ein König rief, ein Kaiser befahl, schon plakten Schrapnells und Granaten, zermalmeten im Wirbel von Feuer und Stahl Soldaten, Soldaten, Soldaten.

Zwanzig Millionen? Dreißig Millionen? Die Völker marschieren, marschieren. Vierzig Millionen! Es gänzen die Drohnen, die noch an dem Krieg profitieren. Die Mütter ergrauen, die Kinder verkommen mit Hunger und Seuchen beladen. Und immer noch segnen die Priester, die frommen, Soldaten, Soldaten, Soldaten.

Ein Kaiser sagte „Durch Kampf zum Sieg!“ Da marschierten die Kinder, die Greise. Ob jung oder alt, es fraß sie der Krieg alle auf gleiche Weise. Und festgen bei Weibern und leckerem Wein besternte Potentaten, drank auf den Feldern, da blieben allein Soldaten, Soldaten, Soldaten.

Ihr habt es vergessen, schon ist es so weit, daß die Jungen dem neuen marschieren. Ein Kaiser damals, ein Führer hent, — sollen wieder Millionen krepieren? Den Weltbrandstürmern war's ewig gleich durch Blut und Tränen zu waten, wann aber kämpft ihr einmal für euch, für Frieden und Freiheit, Soldaten?!

(Aus der Neube, „Europäische Passion“, die am Kreisarbeitertag in Leipzig uraufgeführt werden wird.)

Perlenkette — und erwischte selbstverständlich die Janitation. Er wußte von jemand, der Bargeld in einer Schreibstischschublade hatte, stieg in der Nacht ins Haus, wollte das Licht andrehen und brachte in Wirklichkeit einen Ventilator in Gang, der zufällig ein so alimodisches Möbel war, daß sein Brummen das halbe Haus aufweckte. Dann beschloß er, die alte Geschichte mit den Ohrringen zu starten.“

„Ohrringe?“

Es geht auch mit anderen Sachen, die paartweise auftreten, zum Beispiel mit wertvollen Wägen etc. In diesem Falle also waren's Ohrringe. Er mietete ein feudales Auto, fuhr bei einem Juwelier vor und kaufte einen fabelhaften Smaragd. Als Anhänger für eine Halskette seiner Frau, sagte er. Kostete ihn einen Tausender. Drei Tage später erschien er wieder: Seine Frau wollte den Stein lieber als Ohrringe fassen lassen, und man möge ihm ein zweites, genau gleiches Stück beschaffen. Der Juwelier machte ihm wenig Hoffnung auf Erfolg, versprach aber, sein Möglichstes zu tun. Eine Woche später, als der Jüngling wieder nachfragte, erfuhr er, daß sich sozusagen ein Wunder ereignet hatte: es war gelungen, einen zweiten, genau passenden Stein zu beschaffen. Eine andere Firma hatte ihn an der Hand; wenn er ihn wolle — freilich sei er viel teurer: Zweitausendfünfhundert — werde die Sache abgeschlossen. Natürlich wollte er. Der Juwelier verständigte seinen Geschäftsfreund, er solle den Stein für ihn erwerben, und unser Kunde fuhr ab. Natürlich zu eben dieser zweiten Firma, um ihr feinen Smaragd, auf den er ihr eine Option gegeben hatte, für zweitausend zu verkaufen. Gewinn: Tausend netto.“

„Na, das war doch bestimmt nicht gemurkelt. Zumal alles, wenn ich nicht irre, durchaus legal war; man konnte ihn für diesen Coup doch nicht einperlen?“

„Dafür nicht. Aber zwei Tage später bezahlte er mit einem falschen Tausender. Er schwor Stein und Wein, er habe ihn von der Juwelierfirma Soundso für einen Smaragd bekommen; aber natürlich glaubte ihm kein Schwein. Er wurde verknackt. Als sich später herausstellte, daß der Juwelier tatsächlich mit einer Fälschmünzergilde in Verbindung stand und ihre „Blüten“ unter die Leute brachte, hatte er bereits anderthalb Jahre abgeessen.“

„Glück muß der Mensch haben“, meinte Ehret und stopfte sich die Pfeife.

In diesem Moment brach Ganiel in ein Profiter aus, daß die Asche seiner Zigarre in seinen Wein fiel. „Sehen Sie mal schnell hin“, sagte er.

Ehret sah, wie der junge Mann seinem Bekannten eine Pfeiftasche hinhielt. Sie war geöffnet; er blätterte wie ein Kartenpieler über die Ränder der Banknoten hin, die herausragten. Er klappte sie zu und streckte sie dem Amerikaner mit entscheidender Bewegung hin. Der wies sie mit ablehnender Handbewegung zurück. Aber der andere bestand auf seinem

Willen. Schließlich griff der Weißhaarige widerstrebend zu und erhob sich.

„Na, wissen Sie, was los ist?“ fragte Haniel.

„Nicht ganz.“

„Confidence trick nennen's die Amerikaner.“

Jetzt begriff Ehret alles. Der „Vertrauens-trick“ ist so plump, daß man kaum glauben kann, daß noch immer Leute darauf hereinfallen. Tatsächlich vergeht aber kein Jahr, ohne daß die Zeitungen amüsante Geschichten über naive Gemüter berichten, die auf diese Weise ihr Geld verloren haben.

„Natürlich“, meinte Haniel. „Er war ja ein paar Jahre in den Vereinigten Staaten. Seine Eltern hätten ihn abgeschoben; aber er hat auch drüben keine Lorbeeren geerntet. Komisch, daß gerade die smarten Yankee's auf ihren Europareisen immer wieder auf diesen primitiven Schwindel hereinfallen. Sie wissen, wie es gemacht wird: Der Gauner macht sich an sein Opfer heran, zeigt ihm die fremde Stadt, ist ihm zu Diensten, widmet sich ihm in aufopfernder Weise. Er ist entweder ein Landsmann des Opfers oder gibt sich als solcher aus. Wenn die Bekanntschaft etwas fester geworden ist, vertraut er ihm an, daß er — na, beispielsweise, daß er von irgendeiner gemeinnützigen Organisation beauftragt ist, drüben in den Staaten Geld an eine gewisse Kategorie von Bedürftigen oder an charitative Anstalten zu verteilen. Er ist aber in Europa festgehalten und braucht drüben einen vertrauenswürdigen Mann, der an seiner Stelle die Verteilung vornimmt. Zugest. — Da, sehen Sie, nun geht der Olle raus.“

In der Tat verließ der Weißhaarige, der inzwischen die Brieftasche eingesteckt hatte, das Lokal.

„Ja, Der „Vertrauenswürdige“ soll also nach seiner Heimkehr die verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen. Aber sicherheitshalber soll auch noch ein besonderer Vertrauensbeweis geliefert werden, und zwar ein beiderseitiger. Er, der Mann mit dem zu verteilenden Geld, wird also seinem neuen Freund seine Brieftasche übergeben, und der Freund wird damit forgehen und eine Viertelstunde spazieren gehen. Dann kommt er zurück und beweist seinerseits dem anderen sein Vertrauen, indem er ihm seine eigene Brieftasche ebenfalls für eine Viertelstunde überläßt. Natürlich sieht er sie nicht wieder. Das Reich meines jungen Fremdes Lohlo dahinten ist nun, daß er diesen confidence trick ausgerechnet vor meinen Augen ausführt. Ich sagte Ihnen ja, er ist ein Murker. Was soll ich nun tun? Ihn weitermachen lassen und ihm nachgehen, wenn er mit der Brieftasche des anderen verschwinden will? Oder wollen wir Schutzengel spielen, ihm ein Jahr Gefängnis ersparen?“

Er überlegte einige Sekunden. Dann riß er einen Zettel aus dem Notizbuch, schrieb darauf: „Lieber Lohlo, wenn Ihr amerikanischer Freund zurückkehrt, werden Sie ihm Ihr Vertrauen am besten dadurch beweisen, daß Sie unter keinen Umständen seine Brieftasche akzeptieren“ und ließ den zusammengefalteten Zettel durch den Kellner befördern.

Die Beiden beobachteten den Vorgang im Spiegel. Der junge Mann nahm den Zettel, las ihn; es gab ihm einen kleinen Ruck; juckend schaute er durchs Lokal, schließlich fiel sein Blick in den Spiegel; er erkannte den Kommissar. Mit resigniertem Grinsen zuckte er die Schultern und nickte. Dann lehnte er sich zurück und wartete auf den Mann, der mit seiner Brieftasche weggegangen war.

Nach einer Viertelstunde wurde er unruhig. Nach einer halben Stunde war er sichtlich in Verzweiflung. Nach dreiviertel Stunden zählte er das Geld in seinem Portemonnaie. Dann kam er an den Tisch der beiden und pumpte den Kommissar um das Geld zur Begleichung der Beche an. Haniel gab's ihm; der Verlust der

Brieftasche war Strafe genug, er sollte nicht zu guter Letzt noch als Bechpfeiler geschminkt werden.

Als er weggegangen war, sagte Haniel: „Na, hab ich's nicht gesagt? Er ist ein Schlemihl.“

Max Barth.

Als die große Zeit begann

Es war in einem bairischen Sturort, nahe der österreichischen Grenze.

Die Kurgäste kamen aus den Bädern, um wie gewöhnlich, ihre abendliche Brunnnpromenade zu machen. Eine große Ueber-raschung wartete ihrer. Auf den Anschlagtafeln eines Zeitungsverlages war die Note der öster-reichischen Regierung an Serbien zu lesen. Damit stand der Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit vor aller Augen. Jedem drängte sich sofort der Gedanke auf: Was Oesterreich verlangt, kann kein Staat erfüllen! Wer eine solche Note überreicht, will den Krieg! — Mit der idyllischen Ruhe war es nun vorbei. Das kleine, sonst so liebliche Städtchen hatte mit einem Male sein Antlitz verändert. Stets gab es „Neueste Nachrichten“, jeder Tag brachte „Extraausgaben“. Als die Frist zur Beantwortung der österreichischen Note abgelaufen war, steigerte sich die Nervosität. Sechs Kanonen-schüsse sollten in der benachbarten österreichi-schen Stadt gelöst werden, zum Zeichen, daß durch die Ablehnung Serbiens der Krieg unvermeidbar geworden sei. Um sechs Uhr abends sollten die Kanonen sprechen. Um diese Stunde standen auf den Höhen, zu deren Füßen der Ort liegt, die Kurgäste, um „die Welt-geschichte sprechen zu hören“. Die Stunde ging vorüber, die einen hatten die Schüsse gehört die anderen nicht. Extraausgaben brachten die Gewißheit, daß die Kanonen noch ruhten. Gab es noch einen Strohhalm, an den man sich klammern konnte? War nun die Kriegsgefahr beseitigt? Ach nein! Die teilweise Mobilisie-rung Oesterreich-Ungarns wurde gemeldet. Schredensbleich, Hals über Kopf, begannen die Militärpflichtigen von ihrer Erholung Abschied zu nehmen. Aber das war nur eine Kleinigkeit, — auch von dem Beruf, von den Familien mußte geschieden werden! Die wildesten Ge-stürzte durchheulten die Stadt. An einem Freitag gegen Abend hörte man plötzlich in den Stra-ßen Trommelnwirbel. Von allen Seiten her stürzten ihm die aufgeregten Menschen entgegen. Der Kriegszustand wurde für das deutsche Reich verkündet, die Kriegsartikel wurden verlesen. Es klang nur so von Todes-strafen. Es war höchst ungemütlich geworden. Zitternd, bleich, standen die Kurgäste, und nicht nur die Frauen waren bleich geworden. Schüchtern Hochs! und Hurras! versuchten sich vernehmlich zu machen, aber noch fehlte die rechte Resonanz. Einige Tage früher, als nur die österreichische Mobilisierung kundgemacht worden war, da war es noch etwas anderes gewesen. Da war die Kriegsstimmung laut ge-worden. Nicht bei den Oesterreichern! Die sie standen schon vor dem Ernst, aber jene, die es noch nicht anging, die waren kriegerisch. Man billigte Oesterreich's verschiedene Haltung und brachte Hochrufe auf die Nachbarn aus. Glaubte man doch, es werde sich nur um den kleinen Krieg Oesterreichs gegen Serbien han-deln. Noch hoffte man, Rußland werde passiv bleiben. Gar nichts aber wollte man von den Absichten Frankreichs! An England aber dachte

überhaupt niemand! — Jetzt aber, wo man mußte, auch Rußland, auch Frankreich werden zu Feinde ziehen, war die Stimmung eine ganz andere . . .

Eine junge Deutschamerikanerin tat als erste die Aeußerung: „Oesterreich ist schuld!“ — Immer ernster wurde es. Ueberall standen Gruppen, die erregt die Ereignisse besprachen. Landsleute, die sich bis dahin nicht gekannt hatten, fanden sich zusammen. Da sah man eine Gruppe von Serben stehen, dort Rumänen, diese waren am ratlosesten. Sollten sie sofort in die Heimat zurück oder abwarten? Eine zwanzigjährige Rumänin, die Gattin eines reichen Getreidehändlers, war wie von Sinnen. Vor drei Wochen erst hatte der Gatte sie von der fernem Heimat hergeleitet, damit ihre zarte Lunge sich kräftigen sollte, jetzt aber war sie von der Heimat fast vollständig abgeschnitten. So oft eine Nachricht stefflatterte, die sich so deuten ließ, als würde Rumänien in den Krieg eingreifen, erreichte die Verzweiflung des noch kindlichen Weibes den Höhepunkt. Wie würde sie nach Hause kommen? — Gehässige Aus-sprüche wurden kolportiert, die Serben und Russen über die Deutschen getan haben sollten. Aber noch kam niemandem der Gedanke, diesen Angehörigen der nun feindlichen Nationen ungenüßig zu begegnen. Erst als die deutsche Mobilisierung bekannt wurde, begann sich das Bild zu ändern. Der ganze Wirtschaftsbetrieb wurde unterbrochen. Das männliche Personal aus den Hotels und Kuranstalten mußte der Mobilisierungsbefehl folgen. Die „Nacht am Rhein“ tauchte auf. In allen Ecken und Enden wurde sie gesungen. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ wurde nicht nur von der Kur-musik gespielt, auch aus den Hotelküchen und sonstigen Lokalitäten tönte es den Vorüber-gehenden in die Ohren. Die Kurmusik wurde selbstverständlich immer patriotischer. Sie ge-fiel sich besonders in den schwermütigen Sol-datenliedern: „Gente rot, morgen tot“, „Ach hat einen Kameraden“. Frauen schluchzten, aber mit tränenerstickter Stimme stimmten sie ein. Weiße Tücher flatterten, Hüte flogen in die Luft, der Patriotismus begann einen immer toller werdenden Reigen.

Ein Trupp österreichischer Landstürmer Waldbarbeiter, in Bündeln ein paar Habselz-keiten tragend, marschierte nach Salzburg. Bärtige Männer, dabei von Weib und Kind oder von der alten Mutter erwartet, mit ver-mutlich schweren Herzen. Enthusiastisch wurde sie von den deutschen Verbündeten begrüßt, die ihnen zu Ehren „Abschied vom Liebhöhen“ sangen. Den Frauen tollerten die Tränen über die Wangen. Sie drückten den staub- und schweißbedeckten Männern, die sie gar nicht kannten, die Hände und mancher Wagenmutige quittierte das mit einem Kuß.

Der Hurra-Patriotismus hatte zu herr-schen begonnen. Das erste Aufschäumen des Chauvinismus ließ die Massenunterschiede ver-gessen. Dort steht eine heftig gestikulierende

Gruppe. Leidenschaftlich stimmen die Frauen den Männern zu. Sie sind durchaus nicht mißdergeßlich, die Kriegsfurie hat auch von ihnen Besitz ergriffen. Es handelt sich darum, ob man „die Feinde“, die Serben und die Russen n. J. länger in dem Kurort dulden sollte? Ein Serbe soll eine beleidigende Aeußerung über Oesterreich getan haben. Mein Gott, nichts anders, als was in den vergangenen ruhigen Zeiten auch Oesterreicher oft genug gesagt hatten. — Der vierzehnjährige Sohn eines russischen Staatsrates sollte im Hotelzimmer mit österreichischen und russischen Weisoldaten gespielt haben. Mit Spielereiskanonen hatte er die österreichische Armee zusammengeschoßen. „So muß es allen Oesterreichern ergehen“, soll er dabei gesagt haben. Diese Aussage des patriotischen Stubenmädchens wurde zum Anlaß, über die Austreibung der bisher hochgeachteten Gäste, die plötzlich „Feinde“ waren zu verhandeln. Eine Russin, eine sehr elegante Dame, hatte angeblich Aeußerungen über die blöden Deutschen und die geschmacklosen deutschen Frauen getan. Die Stimmung wurde durch diese und andere Zutragereien immer schlimmer. Zuerst allerdings hatte man mitleidig gelächelt, aber die ständigen Hebereien trieben zu einer Tat. Bis zwölf Uhr nachts des nächsten Tages will man im kräftigen Mannesalter stehenden Russen und Serben Zeit lassen, aber dann müssen sie fort, wurde verkündet. Die Kranken und Alten will man weiter dulden. In größter Eile suchen Serben und Russen die Wechselstuben auf. Wieder schwere Enttäuschungen. Tief im Preise ist der Rubel gefallen. Nur besonderer Fürsprache verdanken es die Russen, wenn man ihnen überhaupt noch Geld wechselt. Papiergeld ist plötzlich überhaupt entwertet. Alles jagt nach Silber. Die überflüssigen Einläufe werden gemacht, nur um Papiergeld anzubringen und Silber herauszubekommen. Auch österreichisches Geld ist plötzlich entwertet. Manche Geschäfte gaben von einer Stunde zur anderen für eine Krone nurmehr fünfundsiebzig Pfennige. Wie wird man nach Hause kommen? So fragte über. Viele Männer sind schon fort, Handwerker sperren ihre Werkstätten, Geschäfte schließen ihre Läden. Von den Dörfern kommen Bauern, die ihre Pferde zur militärischen Sammelstelle führen. Kein Laut des Unwillens wird vernehmbar. Tiefe Trauer und heftiger Schmerz äußern sich nur in den ernststen Mienen und den gebeugten Köpfen. Es war, als führten sie ein liebes Wesen in den Tod.

Das weibliche Hotel- und Badepersonal verläßt die Posten. Die einen gehen zum „Roten Kreuz“, die anderen werden einen Pflegerinnenkurs mitmachen, andere wieder gehen zum Küchendienst. Auch die Ärzte sind fort. Endlich erworbene Praxis, ausstehende Rechnungen — was gelten jetzt solche Werte, wo es darum geht, die Wunden, die im Kiesenbetrieb moderner Schlachten geschlagen werden, zu heilen, um die Geheilten wieder dem Feind gegenüberzustellen!

Auf Sandwagen schaffen die Hotelbediener das Gepäd zur Bahn, schon stundenlang vor Abfahrt des Zuges, denn die Abfertigung dauert lange, die Militärärzte beherrschen schon alles.

Endlich geht wieder ein überfüllter Zug ab. Nach einer halben Stunde ist die Grenze da. Paßrevision! Zum erstenmal macht man das mit.

„Nur die Herren, die Damen nicht!“ Man kommt sich als „Dame“ höchst unzulänglich vor. Kein Mensch verlangt einen Blick in die bereitgehaltene Legitimation zu tun. — Dann die

große Umsteigstation. Die Revision des Gepäds. Für manche ergab sie höchst unerquickliche Situationen. Da hatte man, verleitet durch den plötzlichen Preisturz, noch rasch etwas Ueberflüssiges gekauft. Zum Beispiel eine hübsche Schwarzwälder Uhr. Nun verlangte man dafür neun Mark Zoll. Woher diese nehmen. Der kleine kurzjüchtige Mann stand verlegen bei seinem Gepäd, das wie bei einer Modedame aus zahlreichen Koffern und Schachteln bestand und wußte sich keinen Rat. Wer war bereit, ihm aus seiner „Kriegsnot“ zu helfen? Laut, fast brüllend schrie er nach einem Bekannten, von dem er wußte, daß er denselben Zug benützen wollte. Alles schaute, die Köpfe streckten sich zu den Fenstern heraus, nur der Gerufene blieb unerschrocken. Umgeben von seinen Schachteln blieb der kleine Mann zurück, als der Zug aus der Halle fuhr. Die Schwarzwälderuhr, die er so tief unter ihrem Wert erstanden, grünte ihn wohl höhnend an.

Der Eisenbahnzug sauste davon. Bei der ersten Brücke, die er erreichte, standen schon mobilisierte Landsturmmänner Posten. Es war eine wunderlich-militärische Ausrüstung, die sie trugen. Einer hatte einen blauen Rüstrock an und einen Girardhut auf dem Kopf. Die Weingeisterie eine vorläufig noch weiße Strandhose. Ein anderer trug eine Touristenhose, dazu einen rot und schwarz gemusterten Bauernjanker und einen Steirerhut. So bewachten sie, das Gewehr über der Achsel, die Straße.

In einer größeren Station wimmelte es schon von Militär. Lauer müde Gestalten, die im ersten Chaos von einer Stelle zur anderen geschickt wurden. Nun lagerten sie auf dem

Die Rechtslage

Daß Gott der Eigentümer der Welt — das hör'n wir immer; dies zu bekreiten wär' ein Sakrileg!
Alein, es hat der Teufel (auch das steht außer Zweifel) auf diese Welt — die erste Hypothek!
Fiz.

Bahnsteig, auf bloßer Erde, noch nicht ahnend, daß ihnen eine Zeit bevorstand, in der ihnen dieser Zustand als paradiesisch erscheinen wird. — Der Zug raste weiter, vorbei an Willen, Wäldern und Bauernhäusern. Sie und da gab es schon schwarz-gelbe Fahnen. Die Besucher zeigten damit ihre patriotische Gesinnung an. Die Warenhäuser hatten sich auf die neue Richtung sofort verstanden und kamen ihr bereitwillig entgegen.

Weinende Frauen an den Stationen. Sie hoben ihre Kinder zu den Vätern empor. „Schau auf dein Leben!“ schluchzten sie. „Komm wieder!“ — Noch ein Kuß, ein liebevoller Händedruck — und fort bewegt sich der Zug, dem die Zurückbleibenden eine Strecke weit nachlaufen.

Mobilisierung! Begeisterung hier, dumpfe Verzweiflung dort!

Ueberflutung des Jubels — nachfolgend erschütternde Trauer!

Mobilisierung! Niemand, der sie mit fühlendem Herzen 1914 erlebt hat, möchte sie wiederkehren sehen.

Tragödie eines Arbeitslosen

Dem Leben nachgestaltet von Ludwig Spitzer-Prag

Zeitungsnotiz: Der Schlosser X. erhielt nach zweijähriger Arbeitslosigkeit die Nachricht, daß er wieder Beschäftigung erhalte. Und wurde vor Freude irrsinnig.

Armselige Notwohnung, in der der Arbeitslose Fritz Kiemle mit seiner Frau Erna und seinen zwei kleinen Kindern Grete und Hans haust.

Frau Kiemle (zu ihrem Mann): Fritz, ich bitte dich, sei nicht so verzweifelt — es wird sich schon was finden — sich nicht den ganzen Tag im Zimmer und grübele nicht immer vor dich hin. Geh mal wieder aufs Arbeitsamt, vielleicht . . . Und (leise, mit mühseliger Selbstbeherrschung), sieh mal, wenn du so da sitzt, so — so trostlos verträumt, dann — mein Gott, Fritz, ich muß doch — Kraft behalten, muß doch durchhalten können, sonst . . .!

Hans: „Mutter!“

Mutter: „Was denn, Junge?“

Hans (weinend): „Ich hab so Hunger!“

Mutter (Verzweiflung in der Stimme und Härlichkeit): „Still, mein lieber Junge, schlaß ein bißchen, nachher, wenn du aufwachst —“

Hans (trotzig): „Immer soll ich schlafen, wenn ich Hunger habe.“ (Weint in seine Kissen hinein.)

Vater (zur Mutter): „Das — ich halt das nicht mehr aus“ (stürzt zur Tür hinaus).

Frau Kiemle (in höchster Verzweiflung): „Mein Gott, was soll bloß werden! Zwei-

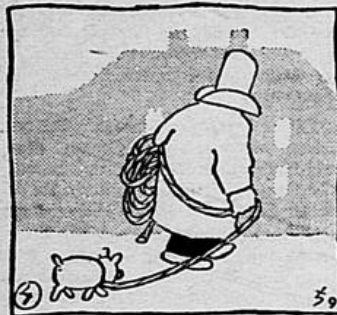
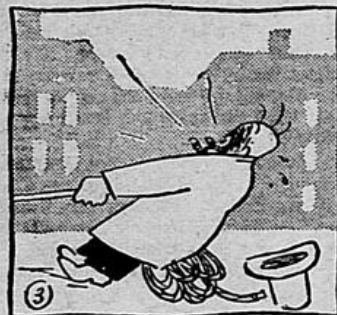
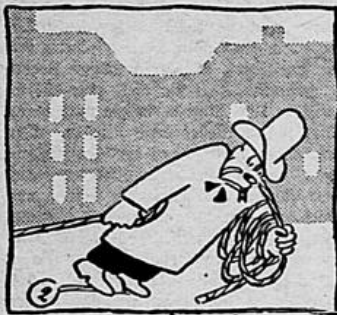
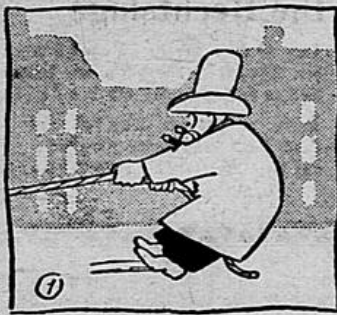
Jahre geht das jetzt — was wir hatten, ist alles verkauft — kein Heller im Haus und die kleinen Kinder hungern. Vater im Himmel, hilf mir doch! Was soll denn bloß werden, was soll denn . . . Und den Zins sollen wir jetzt bezahlen — und Gretel muß so nötig Milch haben, sagt der Doktor . . . mein Gott, mein Gott, ist das ein Leben! Keine Nacht mehr kann ich schlafen . . . mein armer Kopf . . . Ich — kann nicht — mehr.“

2. Szene.

Personen wie vorher. Fritz Kiemle ist wieder nach Hause gekommen. Er findet seine Frau niedergesunken vor dem Lager der beiden Kinder.

Fritz Kiemle (seiner Frau zärtlich das Haar streichelnd): „Mutter — laß uns Schluß machen — das ist — doch — kein — Leben. Und Hans und Gretel, die armen Würmer . . . und wenn wir nun auch noch aus der Wohnung müssen! Sieh mal, Erna, 's ist doch gar nicht so schwer — bloß den Gasbahn auf und dann — haben wir Ruhe (Frau Kiemle weint trübsinnig, verzweifelt). Nicht, nicht weinen, bloß ein bißchen Mut, und dann nachher — alle Sorgen weg! Denk mal, Mutter, wie schön das ist! (Es klopft.)

Kiemle (erkannt): „Nanu, wer will denn zu uns? Ach so, vielleicht der Hausherr“ (In bitterer Selbstironie): „Kommen Sie rein, Herr, herzlich willkommen! Den Zins? Bitte schön, da ist er! Eine Kleinigkeit für uns (plötzlich in Wut geratend.) „Unfere Kinder



Viel Geschrei und wenig Wolle

hungern, Herr, aber den Zins sollen Sie haben, ja wohl, spielt keine Rolle, das Geld, ja wohl, denn" (es klopf stärker. Man hört das Leffnen der Tür, jemand tritt ins Zimmer, übergibt Friz Kiemle einen Brief).

Friz Kiemle (zu seiner Frau): „Soll ich ihn aufmachen? — Hat doch keinen Zweck — ist doch alles egal jetzt —“ (Pause) „Na schön, wenn du willst“ (Öffnet den Brief, liest, erzt ungläubig, dann immer erregter werdend): „... teilt Ihnen das Arbeitsamt mit, daß die Firma . . . Sie als Schlosser aufnehmen wird. Ihren Dienst haben Sie morgen früh um 6 Uhr . . .“ (Die Stimme von Friz Kiemle bricht plötzlich ab.)

Frau Kiemle: „Warum liest du denn nicht zu Ende?“ (Kengstlich): „Was, was hast du denn, Vater?“ (Erregt): „Mein Gott, was ist denn, warum siehst du mich denn so an und rollst mit den Augen? Du hast doch jetzt Arbeit, Mann, freust du —“ (in höchster Angst): „Vater, was tust du, ich habe Angst — vor dir.“ (Für sich): „Mein Gott, er wird wahnsinnig!“

Friz Kiemle (mit fallender Stimme in hohen Füsteltönen): „Arbeit, hi, hi! Geld — ich kauf mir ein Schloß, hi, hi! Du, geh weg, du Geipenit — mageres Skelett, du — genug von deiner Gesellschaft, du, friß dich doch mal jaat, du, deine Knochen klappern . . . Arbeit haben wir, hi, hi.“ (Der Schlosser beginnt zu toben.)

Frau Kiemle (aufschreiend in Qual und Verzweiflung): „Vater, du, ja, forum zu dir!“ (Man hört den Lärm des Tobenden.) „Vater, wir — haben — ja — jetzt — Arbeit, wir . . .“

Friz Kiemle (verwirrt): „Arbeit, hi — hi! Wozu — ich bin ja tot! Tot, hi — hi . . . Arbeit — hi — hi! Ar —“ (Geräusch eines fallenden Körpers. Friz Kiemle stürzt zu Boden, laßt: „Arbeit, hi — hi! Arbeit, hi — hi! Und wir sind doch schon — tot, hi, hi . . .“

„Lernen Sie reden“

Mir fiel im letzten Winter auf, daß man sich von verschiedenen Seiten eifrig bemühte, ein breiteres Publikum für das Studium der Rede- und Vortragskunst zu gewinnen. Abendkurse wurden veranstaltet, Lehrbücher angefündigt, Schallplattenvorträge ausgeteilt, für Fernkurse wurde getorben — kurz, es war auf diesem Gebiete ein Betrieb zu bemerken, daß es unbeständig ist, wenn heute noch jemand seine Empfindungen und Gedanken — oder das, was er dafür hält — nicht in wohlgekehrter Rede vortragen kann. — Soweit ganz gut, aber ich erinnerte mich dabei, wie selten man in dieser Welt das sagen darf, was man für richtig und gut hält.

In der Schule fing es an. Wer wagte es, dem Lehrer die Wahrheit zu sagen, wenn zu erwarten war, daß ihm diese Wahrheit nicht gefallen würde? Und die Lehrzeit? — Bar das nicht ein ununterbrochenes Stutzen, Antwortenbeißchen, Hornhintergeschluden, durfte man da wagen, einmal zu **w i d e r s p r e c h e n**? — Später wurde es zwar anders, aber nicht besser. Eine Episode soll das beleuchten.

Dreißig Mann waren wir bei Erdarbeiten beschäftigt. Jeden Tag piff der Bauleiter um fünf bis acht Minuten zu spät die Arbeit ab. Fünf Minuten sind keine lange Zeit, aber die Absicht, uns zu betrügen, war unbestreitbar und alle verstimmt dies. Doch einmal mußten wir, eines plötzlichen Regengusses wegen, um zehn Minuten früher aufhören und diese zehn Minuten sollten uns vom Lohn abgezogen werden. Wieder schwiegen alle, da sagte ich, daß wir diese zehn Minuten doch schon drei Wochen lang nach Feierabend eingearbeitet hätten. Nur diesen einen Satz jagte ich, nicht ein Wort mehr, doch der Herr Bauleiter meinte, wenn ich aufstehende Reden halten wolle, könne ich zum Teufel gehen. Das war also die erste Rede und das ihr Erfolg. Und so ist es überall: Wer für Recht und Wahrheit eintritt, wird niedergedrückt, in einigen

glorreichen Ländern sogar toteschlagen, darum ist heute der Mut zur Wahrheit bedeutend seltener zu finden als die bloße Verebamskeit; das eine ohne das andere aber ardet zum öden Geschwätz, zur Sophisterei aus, und damit traktiert man uns seit Adolf dem Ersten und Konrad, seinem Propheten, überreichlich. „Lernen Sie reden!“ — Es müßte voranleben „Wagen Sie die Wahrheit zu sagen!“ Das wird aber jene große deutsche faschistische Partei nie tun, die sich heute in „Amtsstaalerkursen“ so sehr um die Vermittlung der Verebamskeit sorgt, denn gerade sie ist ja ein Produkt der äußersten Ungerechtigkeit und der Lüge. **M a r t.**

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.
SCHACHAUFGABE Nr. 343.
 Von Otto Bretschneider, Drakowa.
 Schwarz: Ke5, La5, Bb5, c2, f4. (5)



Weiß: Kf3, Df3, Sd2, Bb2, b4, d7, e7. (7)
 a6, b2, b3. (12)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Schachaufgabe Nr. 340, welche wir dem „Sachovny list“ entnommen haben, ist unlösbar.

PARTIE Nr. 137.
 Gespielt im Intern. Arb.-Schachturnier in Bern, Schweiz.

Weiß: Gotti, Frankreich.
Schwarz: Pedersen, Dänemark.

1.	e2-e4	e7-e5
2.	Sg1-f3	Sb8-c6
3.	Lf1-c4	Sg8-f6
4.	d2-d3	Lf8-e7
5.	Sb1-c3	0-0
6.	0-0	d7-d6
7.	h2-h3	Lc8-e6
8.	Lc4-b3	d6-d5

Schwarz hat gewiß ein gutes Spiel, es ist deshalb interessant, wie der talentierte Franzose aus der gegebenen Position seinen Vorteil zieht.

9.	Sf3-e5	Sc6-d4
10.	f2-f4!	Sd4xb3
11.	a5xb3	Lc7-c5+

Bringt allerlei Drohungen, aber Weiß erhält offene f-Linie.

12.	Kg1-h1	h7-h6
13.	f4xe5	Sf6-g4!?

Schön, aber unkorrekt: Weiß müßte immer den Mehrbauern behalten. Doch beide Spieler sind von Abenteurerlust erfaßt.

14.	Sg5xe6?	f7xe6
15.	Tf1xf8+	Dd8xf8
16.	Dd1-f3!	Sg4xe5
17.	Df3-e2	d5-d4
18.	Sc3-b5	Df8-d8?

Nach diesen Zügen ist beiden die Abenteurerlust vergangen. Schwarz sollte nun Lb6 spielen mit beinahe ausgeglichenem Spiel.

19.	Lc1-f4!	Dd8-f6
20.	Tal-f1	c7-c6?
21.	Lf4-h2	Df6-g5?
22.	Sb5-c7	Td8-f8
23.	Sd7xe6	Tf8xf1+
24.	De2xf1	Dg5-e7
25.	Se6xc5	De7xc5
26.	Df1-f5!	Dc5xc2
27.	Lh2xe5+	Dc2xd3
28.	Df5-e6!	mit unwendbarem

Matt in einigen Zügen. Die Partie gewonnen eigentlich die besseren Nerven des Franzosen.